

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 238.

Mittwoch, 10. Oktober.

1928.

(9. Fortsetzung.)

Geld fällt vom Himmel.

Roman von Paul Enderling.

(Nachdruck verboten.)

„Es war eine gute Zeit“, sagte Grotted. „Zum mindesten in diesem Punkte. Was wollen die Landfremden bei uns? Sie wollen ihr Gift in unsere Furchen streuen, das Unkraut ihrer fremden Ideen zwischen unsere Saat schmuggeln... ist es nicht so?“

Grotted lachte in das aufgeregte Gesicht seines Begleiters. „Sie sehen zu schwarz, Surrmann, oder Sie haben... entschuldigen Sie schon... zu heftig dem sündhaft guten Wein oben zugeprochen.“

„Nein, nein. Ich fühle die Atmosphäre dort wie einen Alpdruck. Aber das könnte mich ja reizen, wenn ich objektiver wäre. Und Brodersen... sieht er nicht wie das Prinzip des Bösen aus? Wie die Wiederverkörperung des Lamerlan oder einer andern Gottesgeißel?“

Grotted zuckte die Achsel. „Geschmacksache.“ Und er setzte nach einigem Zögern hinzu: „Und Inge Brodersen?“

Er erwartete ein schwärmerisches Aufleuchten in den Augen des jungen Mannes und war erstaunt, als dieser düster wie bisher fortfuhr: „Auch sie bedrückt mich. Auch sie trägt Geheimnisse in ihren Falten.“

„Aber eben sagten Sie doch, daß sie Sie zu den schönsten Phantasien anregt?“

„Kein Wort habe ich von ihr gesprochen“, fuhr Surrmann auf. „Ich versichere Ihnen, daß sie gar nicht für mich existiert.“

Grotted blieb verblüfft stehen. „Ja, wovon sprachen Sie denn die ganze Zeit?“

„Von Si natürlich. Von der malaisischen Dienerin. Haben Sie sie nicht bemerkt?“

Fast hätte Grotted den Poeten umarmt. „Sie sind das prächtigste Kind, Surrmann, das mir je über den Weg gelaufen ist. Mir ist, als ob ich die Hände usw.“ Er lachte laut in die Nacht und lud, noch lachend, den Verdachten zu einer Tasse Tee ein.

Die beiden saßen die halbe Nacht in Grotteds Zimmer, und Surrmann schüttete sein Herz aus.

„Das Arbeitsamt ist jetzt meine Zufluchtsstätte“, sagte er. „Ist mir das wohl an der Wiege gesungen worden? Ach, ich glaube, an meiner Wiege ist überhaupt nicht gesungen worden. Denken Sie: ich bin wie jeder anständige Mensch ein Langschläfer von Natur aus, und ich muß jeden Morgen, den Gott wachsen läßt, um 8 Uhr pünktlich in meiner Schreibstube sein. Aber es ist mir bisher noch nie geglückt, früher als fünf Minuten nach 8 aufzutreten. Gestern hat mir der Rechnungsrat vorgerechnet, daß ich die Stadt in 25 Arbeitstagen monatlich um 125 Minuten betrüge.“

„Er trägt also seinen Titel mit Recht.“

„Und das Sonderbare ist, daß ich gar nicht durch sein Zimmer 47 hindurch muß. 42a hat seinen eigenen Ausgang. Aber unter einem dunkeln Zwang verlaufe ich mich jedesmal.“

„Ist es denn unbedingt nötig, daß Sie in diese Fron gehen?“

„Denken Sie, ich kann von meinen Gedichten leben? Ein Räzen hat mir diesen Posten verschafft, wo ich in

8½ Stunden täglich so viel verdiene, daß ich nachts Sonette feilen kann.“

Grotted dachte froh, daß er ja nun helfen konnte. Das Geld bekam einen Sinn. Aber lag es denn noch in seinem Verstand? Unruhig ging er zur Kommode, aber er wagte nicht, sie zu öffnen.

In diesem Augenblick unterbrach Surrmann seine Klagen. „Ich werde aber einmal reich, das fühle ich, und wenn es durch ein Verbrechen sein müßte!“

„Durch ein Verbrechen?“ fragte Grotted, irgendwie beunruhigt.

„Haha, jetzt sehen Sie mich schon ganz anders an, wie? Trauen Sie mir keins zu? Wissen Sie nicht, daß Hebbel von sich sagte, er wäre zu jedem Verbrechen fähig gewesen?“

„Er hat aber keins begangen, soviel ich weiß. Und er meinte es auch wohl nur geistig.“

„Was weiß einer vom andern?“ begann Surrmann mit wichtiger Miene. „Ich hatte eine Zeitlang sogar einen ganz bestimmten Plan.“ Er rückte näher an Grotted heran und flüsterte: „Von meinem Fenster im Arbeitsamt sehe ich in allerlei Geschäfte und Bureaus der tiefergelegenen Straßen, und in einem, denken Sie, erkannte ich Banknoten in Bündeln. Uebrigens sah ich sie nur, wenn ich den doppelten Kneifer aufhatte.“

„Banknoten in Bündeln?“ Es war ihm schwer, diese wenigen Worte zu wiederholen. „Sie müssen geträumt haben.“

„In Bündeln“, triumphtierte Surrmann. „Und eines Tages oder besser Nachts werde ich sie mir holen. Wollen Sie dabei sein? Es müssen nämlich zwei sein: derjenige, der das Geld holt, muß es einem andern übergeben, damit es nicht bei ihm gefunden wird.“

Ein Verdacht stieg in Grotted auf. „Haben Sie mit jemand darüber gesprochen?“

„Wo denken Sie hin?“ meinte der andere gekränkt. „Man ist doch kein Anfänger!“

Da mußte Grotted wieder lachen. „Nun, ich hoffe, daß Sie es auf diesem Gebiet doch sind! Das ist wohl eine Kriminalgeschichte, die Sie mir da skizziert haben, wie?“

Surrmann stimmte in das Lachen ein. „Ein Phantasiereprodukt, versteht sich. Leider werde ich zu diesen Dingen nie die nötigen Nerven aufbringen.“

Grotted goß seinem Gast Tee ein und sagte ruhig: „Nun wollen wir aber von Dingen reden, die nicht unsere Träume beeinflussen. Erzählen Sie noch ein bißchen von Ihrem Arbeitsamt.“

„Schön. Oder vielmehr nicht schön. Wir haben doch da einen Abreißkalender mit schönen weißen Rückseiten, gerade groß genug, um ein Gedicht darauf zu schreiben. Ein Gedicht an den Frühling, an malaisische Wälder, an ein junges Mädchen. Glauben Sie, daß man es dort gern sieht, wenn ich darauf meine Verse schreibe? Man ist so pedantisch, daß man sich daran stößt, wenn plötzlich der 7. Mai oben steht, während es erst der 22. April ist.“

„Unglaublich, in der Tat.“

„Mit den münchischen Kollegen dort sehe ich mich

gut. Sie halten mich für blödsinnig. Das macht mich ihnen sympathisch. Aber die Damen...

"Nun, mit denen sollten Sie doch fertig werden."

"Nein!" rief Surrmann in ehrlicher Empörung. "Seit sie Bubiköpfe tragen, ist ihnen jede Achtung vor der Poesie verlorengegangen. Das eine Fräulein wollte neulich ein Polsterabendgedicht von mir für ihre Freundin, die einen Katasterkontrollleur heiratet!" Er leerte vor Wut die Tasse mit einem zu großen Schluck und verpußte eine Weile vor sich hin.

"Schlimm", meinte Grotted tiefsehnend, ihm auf den Rücken klopfend. "Aber es gibt ja gottlob noch andre Frauen, die wahres Verdienst zu schätzen wissen."

Surrmann nickte. "Ich muß Ihnen etwas anderes anvertrauen", begann er verlegen. "Was ich vorhin über Fräulein Brodersen sagte, stimmt nicht ganz. Ich habe natürlich für sie geschwärmt. Welcher Mann täte es nicht? Aber ich bin sozusagen außer Kurs gesetzt. Brodersen hat mich mit Geld unterstützt. Das ist es. Denken Sie, man kann ein Mädchen umwerben, wenn sie weiß, daß man ihren Vater angepumpt hat?"

"Nein", entgegnete Grotted kühl. "Das kann man nicht. Und nun ist es Zeit, die Sitzung abzubrechen."

Der Lyriker erhob sich leidend. "Jetzt sind Sie wieder der Baron. Kühl, unnahbar, distanziert, norddeutsch. Und das ist schade. Ich wollte Ihnen beim Fortgehen — zwischen Tür und Angel, verstehen Sie — ein Geständnis machen."

"Noch eins?"

Surrmann reichte ihm mit treuherzigem Gesicht die Hand. "Ich wollte Ihnen einen Band meiner gottischen Sonette widmen, und zwar mit der Wendung: Meinem Freund Kurt Grotted. Darf ich?"

"Sie dürfen. Aber nun ade! Morgen ist auch noch ein Tag, wie Peter Cornelius so schön singt."

Kurt Grotted dachte lange über den Besuch nach. Er hatte also einen Freund — gewiß ein schöner Gewinn eines Tages. Ach ja, einen Freund konnte er gut brauchen. Aber auch der kleine Surrmann war nicht derjenige, auf dessen Schultern er sein Geheimnis laden konnte.

Auch die zarte Mutter im fernen Grotthausen würde unter dieser Last zusammenbrechen. Und wer blieb sonst?

Junge Brodersen —! sagte eine Stimme in ihm. Sie war klug und stark. Ihr konnte er beichten. Ihr mußte er beichten, ehe er ihre Hände küßte. Ja, das war es gewesen, was er hatte sagen wollen: "Ich habe meiner Mutter versprochen, außer ihren nur die Hände der Geliebten, der ewig Geliebten zu küssen."

Einmal würde er den Satz vollenden. Und in diesem Gedanken schlief er ein.

Als er am nächsten Tag aus dem Mundfunkbau trat, fand Martha Rebmann an der Freitreppe.

"Sie hier?" fragte er stirnrunzelnd. Er gab sich gar keine Mühe, seine peinliche Ueberraschung zu verbergen. Aber dann rührte ihn ihr verlegenes, demütiges Gesicht, und er zwang sich zu einer freundlichen Miene.

"Wenn ich Sie störe, gehe ich gleich wieder", sagte sie unterwürfig. "Ich weiß ja auch gar nicht, ob Sie Zeit haben."

Er überflog ihr einfaches, geschmackvolles Kostüm und stellte fest, daß sie ihn nicht kompromittierte. So wurde ihm seine Lebenswürdigkeit nicht allzu schwer. Für Sie habe ich immer Zeit, Fräulein Rebmann. Ich freue mich, Sie bei Tageslicht betrachten zu können."

Sie lächelte auf, um einen Grad zu lauter, wie ihm schien. "Sie machen aber eigentlich nicht den Eindruck."

Er gab ihr die Hand. "Ich zerbreche mir nur noch den Kopf, wie Sie mich ausfindig gemacht haben. Zufall?"

"Ich will ehrlich sein: es ist Berechnung. Nein, Berechnung ist nicht der richtige Ausdruck. Na, es war jedenfalls nicht allzu schwer. Quevedo kannte ja Ihren Namen, und daß Sie hier zu tun hatten, las ich im Programm."

"Also eine kleine Detektivin?" fragte er lachend.

Sie erblachte und warf ihm einen erschrockenen Blick

zu. Warum traf sie dieser Titel so? Aus dem Gefühl heraus, eine Beleidigung gutmachen zu müssen, setzte er lächelnd hinzu: "Natürlich nur eine in eigenen Angelegenheiten. Ich wollte Sie gewiß nicht mit jenem Kiewening in eine Reihe stellen. Ich weiß ja, daß Sie eine Kollegin von mir sind und eine sehr begabte dazu."

Als sie durch den Torbogen auf die Straße getreten waren, sagte Martha, schüchtern aufblickend: "Nehmen wir wieder ein Auto? Am Tage ist es ja billiger." Sie hob wie ein kleines Kind die Hände hoch: "Bitte, bitte, es war so schön neulich."

"War es schön?" fragte er, etwas gerührt. "Ich hatte ein schlechtes Gewissen: ich glaube, ich war gar nicht sehr freundlich zu Ihnen."

"Es kam doch alles so überraschend, und Sie hatten gewiß an andres zu denken."

"Das hatte ich", sagte er lachend.

"An Yokohama?"

"Nein, an näherliegende Dinge."

Das hatte er also schon vergessen. Stiller hatte er etwas ganz andres bei dem eiligen Abschied neulich vor gehabt. Sie ging wortlos, beflommen neben ihm. Sie blühte erst etwas freier drein, als Grotted, um die Stimmung zu retten, ein Auto heranzinkte und ihr ritterlich beim Einsteigen half.

"Wohin?" fragte der Chauffeur.

"Das hat die Dame zu bestimmen", meinte Grotted. Sie errödete vor Freude. "Auf die Höhe! Zum Wald."

"Müssen Sie denn nicht jetzt im 'Alcazar' spielen?"

"Heute ist mein freier Tag."

Er neigte sich zu ihr. "Den werde ich mit von jetzt an wohl merken müssen, wie?" An ihrem dankbaren Nicken erkannte er befriedigt, daß sein Ton der rechte war. Sie war nicht mit Galanterien verwöhnt, die Kleine, wenn sie so was schon glücklich machte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Nußbaum.

Von Wilhelm Pennemann.

Der Hof des alten Edmann war von dem Nachbarhofe des Erlentams nur durch einen Lattenzaun geschieden. Über dem Zaun wuchsen die Kahlköpfe des einen, drüber die Kartoffeln des anderen Bauern. Friedlich und scheidlich, der Lattenzaun trennte rechtlich, was in und über der Erde zu Pflanz und Zrommen der häuerlichen Kahlköpfe gedieh.

Nur an einer Stelle wies der Zaun eine Lücke auf. Und darin stand ein mächtiger Nußbaum, der sich hoch aufreckte und seine Zweige in strenger Unparteilichkeit über beide Höfe breitete.

Wem gehörte der Baum? Bisher hatte keiner der Bauern das alleinige Besitz- und Nutzrecht beansprucht, fand auch keine Gelegenheit dazu, denn der Baum trug keine Früchte. Stand jahraus, jahrein im Schmuck seiner breiten Krone und meinte genug getan zu haben, wenn er in heißen Sommertagen den beiden Göttern seinen kühlen Schatten spendete, dem einen des Morgens, dem andern des Abends. Geld oder Geldeswert brachte der Baum nicht ein, darum war es nutzlos, darüber zu streiten, wem er gehörte.

Der Nußbaum aber war ein Schalk. Da fiel es ihm in einem Jahre ein, eine Fülle der köstlichsten Früchte hervorzubringen, gerade als ob er den Bauern einen Schabernack antun und in weltfluger Bosheit ihre Friedfertigkeit als eiflen Trug beweisen wollte.

Und es schien, als sollte er Recht bekommen, denn aus Augenlust und frohem Geschmack der beiden Bauern wuchs bald in jedem der Wunsch, die Früchte allein ernten zu können. Und aus dem Wunsche ward eine Meinung, und aus der Meinung bildete sich in jedem die unumstößliche Gewißheit, daß er, nur er ganz allein, der rechtmäßige Besitzer des Baumes und der Früchte sei. Da die beiden Bauern ihr hehnsüchtiges Verlangen nicht lange im Busen verschließen konnten, so riefen ihre Meinungen bald schroff aufeinander.

"Das wird heuer ein gutes Nußjahr, da wird sich mein Bub Weihnachten freuen!" sagte diesseits des Zaunes der junge Erlentam und sah lauernd und heimlich seines Nachbar an.

Der horchte auf. Das kam ihm gerade recht! Da konnte er just noch zur rechten Zeit einen Niesel vorschleichen.

„Was gehen denn deinen Buben meine Rüsse an?“ so fuhr er erstaunt auf.

So kam der Zank zwischen die beiden, und jeder verteidigte sich trotzig auf sein Recht. Zumal der alte Bauer. Diesen konnte er nur knapp schreiben auch nur gar mäßig; er hatte nicht gern mit solch gelehrtem Kram zu tun.

„Da geh ich halt zu den Gerichten!“ schloß er.

Der Rußbaum jubelte leise in seine Seele hinein; er kannte seine Bauern.

Aber bald erstarb sein Lachen, denn der Tod ging im Dorfe um; heimtückisch war er gekommen, sie und da war ein Opfer gefallen. Und dann war der Kreisarzt ins Dorf gefahren, und mit ihm einige Regierungsbeamten. Die hatten kurz Prozeß gemacht, und nun gingen sie mit dem Schulzen von Gehöft zu Gehöft und schlossen die Brunnen. Und mit einem Male wußte und kannte ein jeder, wie der Tod hieß: Typhus, und aus den Tauchbrunnen sei er gestiegen und habe sie vergiftet.

Vergessen waren Zank und Gerichte; denn bald lag auch der junge Erlensmann, und er rang mit anderen Nöten, denn der Sorge um die Ruhernte. Die junge Frau aber hielt sich hoch und stark, und sie mußte es auch; denn auf ihren Schultern lastete nun die ganze Bewirtschaftung des Hofes. Und sie mußte sich mühen und abradern vom Sähnenscheit der Frühe bis zum Dämmern des sinkenden Abends. Denn da war niemand, der helfen konnte und mochte. Ja, jeder Hof hatte seine eigene Plage; die fremden Knechte und Mägde hatten so weit sie konnten, das Dorf fluchtartig verlassen, und die wenigen Hände, die geblieben, mußten sich doppelt rühren, wollten sie das nötige Tagwerk vollführen.

So gingen die Wochen hin, der Sommer verblühte und schon streute der Herbst seine bunte Pracht in Wirbeln über das Land. Die junge Bäuerin sah voll Sorge darein; die Ernte mußte eingeholt und der Acker mit Winterkorn bestellt werden.

Da fragte es eines Abends über den Zaun herüber: „Morgen will ich halt bei Euch anfangen, Frau Nachbarin, wo tut's denn noi?“

Das war der alte Eßmann; war er auch kein gelehrter Herr, so hatte er doch ein Herz im Leibe.

Die Bäuerin sah erstaunt auf. „Ach, Herr Nachbar, Ihr wollt mir wirklich —“ und sie tat einen scheuen Seitenblick auf den Rußbaum.

„Ihr meint, wegen des Rußbaums hier tät ich's nicht! Das hat nichts zu sagen, Frau Nachbarin, die Frage wird ausgefochten nach der Ernte, wenn wieder Ruhe im Dorf ist.“

So kam es, daß die Erlensmannbäuerin ihre Ernte hereinbrachte, daß ihre Felder gepflügt wurden und die Winterfaat zur rechten Zeit in die Erde kam. Der Bauer konnte sein Evangelium, das war inwendig in ihm, und dazu hatte der Pfarrer kein Wortlein gesagt. Und der alte Bauer schaffte für zwei und war stolz darauf.

Da dann hernach die Tage der Ruhe kamen und die Novemberkürme ins Dorf stiegen, stand auch der junge Erlensmann wieder auf. Er hatte mit dem Tode gerungen und obgesiegt. Und mählich wuchs auch die alte Kraft wieder und wurde lebendig. Und an dem ersten sonnigen Tage ging er um Haus und Hof. Und da sah er den welthäusigen Eßmann. Froh ging er auf ihn zu.

„Das soll Euch nicht vergessen werden, was Ihr an meinem Weibe getan habt, Nachbar, ich will's Euch danken bis in den Tod!“

Nichts zu sagen, Herr Nachbar, war halt Christenpflicht!“ wehrte der alte Bauer ab.

„Da wollen wir auch den Streit um den Rußbaum begeben, Nachbar, ich verzichte drauf!“ meinte der Erlensmann freudig bewegt.

„Verzichten! Gefehlt, Nachbar, das wird ausgefochten!“ beharrte der Alte.

„Versteht doch, Nachbar, ich trete meine Rechte an Euch ab, ich mag mich nicht mit Euch wegen des Baumes streiten!“ Wochenlang war er auf dem schmalen Grat zwischen Tod und Leben geschritten. Da war es um Größeres gegangen denn um ein paar Scheffel Rüsse. Und nun dankte es ihm lächelnd, dieses Baumes wegen. Und schuldete er dem Alten nicht Dank? Und dessen Herz hing an dem Baume.

„Also, ich mag den Baum nicht, Nachbar!“

Der Rußbaum hörte erstaunt auf. Das war ja widersinnig. Das ging ja geradezu wider das Programm, das er sich gestellt.

Auch der alte Bauer war mit dem Geschenk nicht einverstanden. „Meinst etwa, ich nehm ein Präsent von dir! Ich esse keine Rüsse von Nachbars Gnaden! Mein Recht will ich, und das sollen mir die Gerichte weisen!“

„So will ich Euch schriftlich geben, daß der Baum einzig und allein Euch gehört, und ich ein Narr war, wenn ich meinte —“

„So gebt's mir! Das ließe sich hören, will's mir da überlegen.“

Der Erlensmann ging also zum Notar und brachte das auf dem Nachbar versegelt und verbrieft seine Verzicht-

leistung. Der Bauer tat einen Blick in das krause Geschreibsel. „Seht mir's halt einmal vor“, bat er. Und der junge Barer las ihm das Schreiben vor mit all seinen Haupt- und Nebensätzen, Perioden, Einschachtelungen und gelehrten juristischen Hinweisen auf Paragraphen soundsoviel und mit all seinen lateinischen Brocken und bunten Zieraten.

„Daraus wird kein Pferd flug“, gestand der Alte ärgerlich, „was soll mir der Wisch!“

Er stand auf, nahm einen Bogen Papier und schrieb mit großen, steilen Buchstaben darauf: „Der Rußbaum ist mein!“ Die Buchstaben standen wie mit Meißel gehauen. „Versteht du das, Nachbar?“

„Ja!“

„Na, da unterschreibst mir das, und dann soll die Geschichte ein Ende haben.“

Der Erlensmann blieb ernst, doch heimlich lachte es in ihm. „Ja, Nachbar, das geht doch nicht, da —“

„Unterschreib“, oder ich geh' zu den Gerichten“, drohte er. Also schrieb der Erlensmann seinen Namen unter die vier bedeutungsvollen Worte und setzte auch noch das Datum sein feierlich dazu.

Da der alte, welterfahrene Rußbaum diese eigenartige Lösung erfuhr, hat er verständnislos sein Haupt geschüttelt. Lange gingen seine buschigen Arme hilflos hin und her, aber schließlich hat er sich doch darein gefunden, seinen Groll sehn lassen und hat vergnüglich in sich hineingelacht. Aber nur verstohlen und leise wie der junge Bauer. Aber er hat fortan keine Rüsse mehr getragen. Abfichtlich nicht! Er trante dem jungen Erlensmann und dieser Art Verzichtleistung doch nicht recht und fürchtete, eine zweite Enttäuschung in seinem hohen Alter nicht mehr ertragen zu können.

Aber wenn er nun zu eigen war, das wußte er immer noch nicht.

Die Zirkusfamilie Raifin.

Von Des Matthias.

1.

Die Geschichte der Zirkusfamilie Raifin, die zugleich die Geschichte eines Vermögens ist, gehört zu den Seltsamkeiten, die ich kenne.

Der Vater und Direktor der Truppe stammte, wenn ich nicht irre, aus Troyes in der Champagne, und wurde in Paris sehr bald berühmt, weil er gleich in der ersten Vorstellung eine Attraktion zeigte, die ebenso erstaunlich wie unerklärlich war. Er besaß nämlich ein Musikinstrument, etwa in der Art und Größe einer Ziehharmonika, und dieses Instrument spielte selbsttätig, was man verlangte. Es war nicht etwa notwendig, einen Hebel zu schalten oder einen Knopf zu drücken; es handelte sich um keinen jener Musikautomaten (die übrigens auch erst hundert Jahre später erfunden wurden), sondern um ein selbsttätiges Instrument, das auf Anruf musizierte und stillstand.

Die Attraktion dieses Wunders hätte ausgereicht, um seinem Besitzer volle Zelte und volle Kassen zu sichern. Da man jedoch für drei Nummern ein höheres Entree als für eine fordern kann — ganz abgesehen von der wohlthuenden Spannung, die den Erfolg der größten Attraktion noch verstärkt, wenn man das Publikum, allerdings ohne es dadurch zu langweilen, etwas warten läßt — so ließ Babstille Raifin noch seine beiden Kinder, Jacques und Babet, auftreten. Jacques war acht Jahre, Babet fünf Jahre alt. Beide waren Virtuosen auf dem Klavier und wurden beinahe ebenso bestaunt wie das selbsttätige Instrument.

Die beiden Kinder mußten sehr hübsch gewesen sein. Ganz Paris liebte und verwöhnte sie. Man traf sich um 1662 in der Zirkusgarde der Raifins, wie man sich heute in der Garderobe der Fratellinis trifft. Die Kinder erhielten von allen Seiten Spielzeug oder Süßigkeiten und wurden nur vergessen, wenn das Instrument anfangen zu spielen.

Trotz einer Reihe von Abhandlungen über dieses Wunder war es niemand gelungen, das Rätsel dieses Musikspiels zu lösen. Man sah und erschauerte.

2.

Ludwig XIV. ließ eines Tages die Truppe auffordern, ihr Programm am Hof vorzuführen.

Die Einladung erfolgte nach Versailles. Raifin erschien, das kleinere Kind Babet an der linken Hand und in der rechten das Instrument, das er an einem Gängel wie einen Reisetaster trug. Er befreite sich zuerst von Babet, die seine Hand ängstlich festhielt, und setzte den Wunderkasten dann vorsichtig auf die Erde. Da das Instrument aber so klein war, daß es sich in der Galerie des glaces — die man wegen der Menge der Eingeladenen gewählt hatte — verlor, einmal wenn man ungünstig zum Tageslicht sah, so wurde ein gelbfarbener Foder herbeigeschafft, auf den man es hinaufhob. Dann begannen zuerst Jacques und Babet vierhändig zu spielen.

Man war entzückt. Ludwig XIV. applaudierte. Der Hof folgte untertänigst. Babet erhielt ein Puppenhaus, das eine bis ins einzelne durchgeführte Kopie des Schlosses von Versailles war, und Jacque eine goldene eiförmige Uhr.

Spiel und Geschehnisse hatten nur wenige Minuten gedauert. Alle Blicke richteten sich auf das Instrument. Wie heute, bei der Vorführung irgendwelcher bekannter offener Phänomene, wußte man, was in den nächsten Minuten geschehen würde, und konnte doch den Augenblick nicht erwarten. Das heißt: ganz genau wußte man es nicht. Es war immerhin nicht ganz sicher, daß auf ein Wort hin etwas erfolgen würde. Es wurde nur von vielen, die es erlebt hatten, behauptet.

Ludwig XIV. zögerte einen Augenblick. Er sah den Kasten an, als ob er von ihm erwartete, daß er auch auf Fragen, und sogar unausgesprochene, eine Antwort geben könne. Dann neigte er sich etwas hastig nach vorn, lächelte, um im Falle eines Mißerfolges nicht die Miene wechseln zu müssen, und sagte: „Gavotte!“

Das Instrument fing an zu spielen. Es ähnelte im Ton gewissen hohen Vagen nicht sehr lautstarker Orgeln. Der Klang war nicht groß, aber weich und voll. Sogar die Vorschläge waren ohne Härten. Die Melodie floss und glühte auf. Der Rhythmus schnitt und hemmte. Man war bestaunt und bezaubert, erregt und stumm. Ludwig XIV. befahl, das Instrument zu öffnen.

Aber Raifin weigerte sich. Er bat flehentlich, man möge nicht auf dieser Forderung bestehen. Er habe das Innere des Instruments häufig genug jedem gezeigt, der es zu sehen wünschte; es sei ihm jedoch vor einigen Wochen die Jungfrau erschienen und habe ihm verboten, dem Wunder nachzuforschen.

Es glaubte ihm niemand. Die Königin-Mutter behauptete, er habe sich dem Teufel verschrieben. Einer redete von Magie. Ludwig XIV. befahl, das Instrument mit Gewalt zu öffnen.

Es dauerte etwa eine halbe Stunde, bis zwei Handwerker zur Stelle waren. Raifin weigerte sich bis zum letzten Augenblick. Der Wunderkasten mußte mit einem Eisen aufgebroschen werden.

Einer der beiden Handwerker griff hinein, und obgleich seine Hände verdeckt waren, sah man an seinem Gesicht und seinen Bewegungen, daß er irgend etwas gefast hatte und bemüht war, es vorsichtig hochzuheben.

Es war ein vierjähriges Kind, das vor Erschöpfung eingeschlafen war. Er legte es neben den Hoder.

Raifin verlor durch diese Entdeckung nicht seine Sicherheit. Er hob das Kind auf, trug es auf eine Chaiselongue, wo es weicher lag, und schimpfte, daß man Kinder in diesem Alter zwingen, länger als zehn Minuten in einem solchen Kasten zu atmen. Er habe sich nur verpflichtet, sein Instrument vorzuführen, nicht aber, es zu öffnen, und wenn das Kind, das ohnmächtig sei, jawohl ohnmächtig sei, sterbe, so läme der Tod dieser reinen Seele über ihn gewiß nicht. Er war empört, als man ihn fragte, ob ihm denn dieses Kind gehöre; es sei doch wohl unbestreitbar, daß das Kind ein musikalisches Genie sei, und wo in aller Welt gäbe es musikalische Genies außer in der Familie Raifin.

Diesem Argument konnte sich niemand verschließen. Der Fall wurde belacht, und um ihn wieder zu versöhnen, wurde Raifin versprochen, daß man sein Geheimnis nicht verraten würde.

3.

Raifin aber verließ sich nicht darauf. Er war zu klug, um auf ein Versprechen von 350 Menschen zu bauen. Er zog es vor, selbst indiskret zu sein und ließ daher noch am gleichen Tage an allen Türen und Türen anschlagen, daß er, Leon-Baptiste Raifin, sich entschlossen habe, das Geheimnis seines zauberhaften Instruments preiszugeben. Und zwar jedem, der bereit sei, für die Erklärung des größten Wunders, das die Welt jemals gesehen habe, einen Franken zu zahlen.

Die Wirkung dieser Bekanntmachung war ungeheuer. Die Einnahmen überstiegen nach glaubhaften Berichten eine Höhe, der in heutigem Geld etwa 800 000 Franken entsprechen würden. Jeder kannte das Instrument;

Jeder hatte sich seine Gedanken darüber gemacht; jeder wollte folglich wissen, ob er klüger gewesen sei als der andere. Und selbst nachdem jeder wußte, wie alles zusammenhing, und daß das jüngste Kind Raifins, ein vierjähriger Junge, nicht nur das musikalischste der drei Geschwister war, sondern auch über solche Fähigkeiten verfügte, daß er durch geschickte Ausnutzung bestimmter Hohlräume eine Orgel imitieren konnte, wollte jeder, der nicht am ersten Tage bei der Enthüllung dabei war, wenigstens dieses Wunder sehen, das jetzt manchem noch größer erschien als das des selbsttätigen Instruments.

Raifin hatte zum zweitenmal gestegt.

4.

Er siegte sogar noch ein drittes Mal. Als jeder Mensch in Frankreich sein jüngstes Kind bewundert hatte, und das Zelt immer leerer wurde, kam er auf einen seltsamen und genialen Einfall: er ließ seine Kinder Komödie spielen.

Es war die erste Kinderschauspielertruppe der Welt.

Raifin selbst blieb, wie immer, im Hintergrund. Er beschränkte sich auf die Tätigkeit eines Theaterdirektors, Regisseurs und Autors.

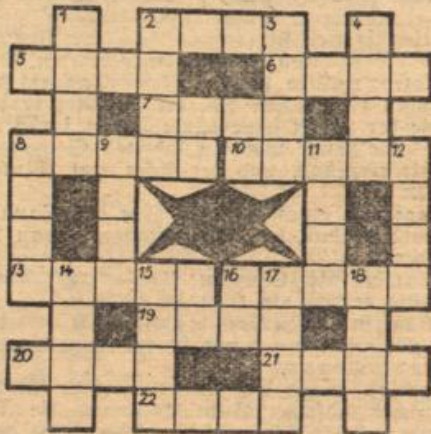
Seine Stücke waren meistens Feerien. Die berühmteste hieß „Die Leberwurst von Trojes“.

Der Erfolg des Unternehmens war noch größer als der seiner früheren Attraktionen. Jeder wollte sehen, wie Kinder Theater spielen. Man hatte das bisher noch nicht erlebt. Kinder betraten nicht die Bühne. In einem Artikel der damaligen Zeit fällt zum erstenmal das Wort von der „Kunst des Kindes“.

Die Truppe hat etwa ein Jahrzehnt bestanden.

Leider verlor sie schon nach wenigen Monaten durch einen Bühnenunfall ihren besten Schauspieler und Sänger, den jungen Baptiste Raifin, die „Seele“ des Instruments.

Kreuzwörterrätsel.



Wagerecht: 2. Amerikanischer Industrieller. 5. Gattung. 6. Überbleibsel. 7. Weiblicher Vorname. 8. Pflanze. 10. Französischer Romanschriftsteller. 13. Römischer Dichter. 16. Fettstück. 19. Zuchtigungsmittel. 20. Bestandteil der Frucht. 21. Alles Zeugmaß. 22. Deutscher Strom. — Senkrecht: 1. Gestalt in „Don Carlos“. 2. Insekt. 3. Nebenfluß der Donau. 4. Vorname einer bekannten Filmschauspielerin. 8. Nebenfluß der Donau. 9. Sängerschar. 11. Sprengstoff. 12. Reimträger. 14. Tonstück. 15. Italienischer Fluß. 18. Truppenverband. 18. Fisch.

Die kleine Gedächtnisprobe, die in Nr. 282 der Leser in das Land der Poesie führte, hat folgende Gedichte betroffen: 1. „Das Gewitter“ von Gustav Schwab (1792–1850). 2. „Die Kraniche des Ithkus“ von Fr. v. Schiller (1759–1805). 3. „Belsazar“ von Heinrich Heine (1797–1856). 4. „Schwäbische Kunde“ von Ludwig Uhland (1771–1862). 5. „Archibald Douglas“ von Theodor Fontane (1819–1898). 6. „Die Glode“ von Fr. v. Schiller. „Lenore“ von Gottfried August Bürger (1747–1794). „Erk König“ von Johann Wolfgang v. Goethe (1749–1832). 9. „Die alte Waschfrau“ von Adalbert v. Chamisso (1781–1832). 10. „Das Lied vom braven Mann“ von Gottfried August Bürger.

Scherz und Spott

Idealer Gatte. „Ist dein Mann nett?“ — „O ja, denkt an meine Geburtstage und vergißt mein Alter.“

Ueberraschender Entschluß. „Was veranlaßte denn dein Mann dazu, das Haus so knall und fall zu verlassen?“ — „Ich habe nicht die leibliche Ahnung. Er hat seine Sachen packt und ist heute morgen weggegangen, nachdem meine Mutter und meine beiden Schwestern ihren Besuch angekündigt hatten, um den Winter bei uns zu verbringen.“

Das Versteck. „Wo wollen wir denn Hänschens Geburtstagsgeschenk verstecken?“ fragt der Papa. — „Ich denke am besten in der Badestube“, sagt Mama, die ihren Spottling kennt.